

Nr. 275. Bromberg, den 28. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der Pastor hielt sein Mittagsschläfchen auf dem Wohnstubensofa, den neuesten Julklapp von Frau Helene mollig um sich gestopft. Und die Zeitung flach über dem Gesicht. Sie knitterte jedesmal, wenn der Pastor atmete — pyh — mit einer Andeutung von Schnarchen.

Der Ton machte Frau Helene rasend. Sie saß im Gartenzimmer und döste in einem amerikanischen Schaukelstuhl und hielt die Finger in den Ohren. Wenn sie müde wurde und die Hände sanken, stieß sie den Fuß heftig auf den Boden und versetzte den Stuhl in wilden Seegang aus bloßer Verzweiflung über den Ton, der dann mit einem Male da war.

Herrgott, warum nur der Vater sich einbildete, er könne nicht ohne Zeitung über der Nase mittags schlafen, selbst wenn keine Fliegen da waren.

„Fräulein Felber, wollen Sie bitte den Kaffee hereinbringen lassen?" Sie drehte den Kopf halb nach hinten.

„Gleich" antwortete Petra, ohne sich zu rühren. Sie lag auf den Knien dicht am Fenster, das Buch in den Händen und die Augen angestrengt über der modernen Ehe.

„Petra", sagte Frau Helene kurz darauf, „was lesen Sie da?"

„Über die moderne Ehe", sagte Petra, „jetzt komme ich."

Aber sie kam nicht.

Frau Helene lächelte. Sie erkannte sich selbst wieder.

„Ist es denn so spannend" fragte Frau Helene.

„Och nein, ich lese sie bloß aus praktischen Gründen", antwortete Petra, „eben war aber gerade mal eine spannende Stelle."

„Aus praktischen Gründen, so?" sagte Frau Helene und sah Petra forschend an, als sie endlich auf Zehenspitzen vorbeischlich, um den Kaffee hereinzuholen.

Anne-Stube machte nämlich immer solchen Lärm, sagte Frau Helene; Vater möchte das nicht. Außerdem war Frau Helene nicht ganz sicher, ob Anne-Stube auch genug Strümpfe hatte.

Also man studierte die moderne Ehe aus praktischen Gründen? Eine etwas eigentümliche Art und Weise, hinter die Verlobung des einzigen Sohnes zu kommen, — denn das sollte es doch wohl heißen. Aber fragen wollte sie auf keinen Fall. Sie wollte sich schön hüten, unbequem oder lächerlich zu sein wie andere Mütter.

Und Frau Helene lächelte sich selber ein feines kleines Lächeln zu und besah zärtlich ihr feinen weißen Hände mit den großen Perlenringen.

„Ah—h—h!"

Der Pastor erhob sich, so daß die Sprungfedern des Sofas knackten. Die Zeitung fiel herunter.

„Hast du schon Kaffee getrunken, mein lieber Schatz?"

„Ahaha!" gähnte es aus der Wohnstube.

In demselben Augenblick kam Petra mit dem Tablett.

„Weißt du was? Ich trinke heut auch ein Täßchen mit."

Der Pastor pflegte nachmittags keinen Kaffee zu trinken. Er hatte an seinen Magen zu denken. Aber der hatte sich in letzter Zeit tadellos benommen, man konnte sich also einen kleinen Luxus leisten.

In dem großen Kachelofen wurde Feuer angemacht, Petra saß auf dem Kissen im Flammenschein mit ihrer Tasse. Frau Helene sah sie unverwandt und neugierig an.

„Fräulein Felber studiert die moderne Ehe, Vater", sagte sie zu ihrem Mann. Nur, um was zu sagen. Sie war nicht wie die albernen und unbequemen Mütter.

„So."

Der Pastor sah seine Frau aufmerksam an und folgte ihrem Blick zu dem kleinen ernsthaften Gesichtchen hinüber, das jedesmal, wenn es im Ofen aufflackerte, kupferfarben schien. Die grauen Augen sahen sehr nachdenklich aus.

„Woran denken Sie, Fräulein Petra", fragte er nach kurzem.

„Daran, daß Maren gewiß recht hat, — von wegen heiraten und so", antwortete Petra. „Und jetzt gehe ich raus zu Vater."

„Auf den Kirchhof — jetzt?" sagte die Pastorin schaudernd.

„Vater ist doch da", antwortete Petra furchtlos. Und dann ging sie.

Die Frau Pastorin war nicht wie die albernen, unbequemen Mütter, aber sie mußte ihrem Mann doch anvertrauen, sie sei ganz sicher, daß er sich vor der Reise erklärt habe. Aber wenn er nichts sagte, sie wollte sicher nicht davon anfangen. Und Per könnte ja was Dümmeres gewählt haben. Was an dem Mädchen noch nicht in Ordnung war, waren rein äußerliche Dinge, und die könnte man schon verbessern.

Zudem hatte sie eine sehr gute Eigenschaft, die nie genug geschätzt werden konnte. Sie hatte außer den Brüdern und einer Tante fast gar keinen Anhang. Und die Tante war gut und reich verheiratet.

Der Pastor behielt seine Meinung für sich, bis man sich an Fakta zu halten haben würde.

*

Petra öffnete die Kirchhofspforte. Sie stand mit ihren schwarzen Eisenstäben in der weißen, getünchten Mauer, die ein schräges rotes Dächlein hatte, bloß drei Steine breit.

Drinnen lagen die Gräber wie schwache Erhöhungen. Einige waren bloß eine Andeutung, daß etwas darunter war, auf anderen war der Schnee zu hohen Wehen zusammengeweht. Die Kreuze standen tief im Schnee mit weißen Kissen auf den Armen, kleine schlichte Holzkreuze mit eingeschnitzten Namen und Jahreszahlen und große blanke Steinkreuze in Rot und Weiß und Schwarz mit vergoldeter Schrift. Die allervornehmsten Grabmäler waren für den Winter mit hohen, schmalen Holzschränken verdeckt.

Mit langen, hüpfenden Schritten arbeitete Petra sich vorwärts bis zur Kirchhofsecke. Der Wind hatte hier kräftig um die Ecke gefegt und den Schnee vor einer großen Wehe blank weggefegt, so daß die Hälfte eines neuen Grabes zum

Vorschein kam. Blumen lagen da. Große, prunkende Kränze, Stadtkränze von weither, in großen Pappschachteln gekommen. Kleine heimgebundene von Myrten und Topfblumen von Moos, von einer rauhen Arbeitshand und einem liebevollen Gedenken herbeigetragen.

Petra blieb vor dem Grabe stehen. Lange. Sie kauerte sich nieder. Ja, das Gelbe da waren die Rosen von dem Kranz, den — ja, war es nun die Amtmännin, oder Wilhelm Weyer, oder umgekehrt — geschickt hatten. Die Karten lagen ja zusammen. Alle hatten an Vater gedacht. Alle, die sie kannte. Und viele, die sie gar nicht kannte. Stadtkränze mit Titeln auf den Visitenkarten. Sie kauerte sich nieder vor dem Grabe und starrte vor sich hin, in Erinnern verloren. Ab und zu kam ein kleines Schluchzen.

Und das Dunkel kroch unter die großen Ahornbäume mit den weißen, schimmerigen Kronen und legte sich unter die hängenden Zweige der Trauerweiden mit ihrem weißen Käppchen auf. Im Pastorhause wurde Licht gemacht, immer mehr und mehr Lichter kamen hervor, ringsum, auf den andern Höfen des Gaus.

„Vater. Dich habe ich aber doppelt so lieb", flüsterte Petra. Dann streichelte sie das Grab und stand auf, um zu gehen.

Aber sie blieb noch.

Etwas kleines Graues kam über die Gräber dahergeflattert. Es schlug wie mit Flügeln, stolperte, kam wieder hoch und fuhr weiter. Es nahm den Weg gerade auf die Kirchentür los.

Petra ging ganz bis zur Ecke und sah hin. Das Graue war jetzt ganz nah. Mitten drin sah sie undeutlich ein weißes Gesicht und zwei große schwarze Augen. Alles miteinander sank vor der Kirchentür zusammen. Vaters Worte durchflogen Petra, daß es noch gemeiner wäre, jemand glauben zu lassen, daß er allein sei, der's nicht ist, als andere zu behorchen.

Sie zog sich an der Mauer entlang und machte einen langen Umweg, um die Pforte zu erreichen.

Sie lächelte. Sie verstand Marja. Wenn sie den Ola jetzt ins Loch setzten, war es ihre Schuld. Und Marja hatte niemand, bei dem sie Hilfe holen konnte, wo Vater nicht mehr da war. Und wenn die Kirche auch zu war, es war eben doch die Kirche. Und besser als der im Pastorhaus. Und bis Sonntag, bis Marja in die Kirche hineinkonnte, waren noch zwei ganze Nächte. Die Nächte waren das schlimmste, wenn irgendetwas schwer war, das kannte Petra von sich selbst her.

Die Pforte kreischte, als sie sich hinausschlich. Sie sah nach dem grauen Häufchen vor der Kirchentür hinüber.

Es lag stille.

„Sie sollen ihn nicht kriegen, Marja. Ich will versuchen, Vater zu sein", flüsterte Petra.

Dann lief sie den Weg zum Pastorhause hin, aber blieb beim Stalle stehen. Sie sah den Pastor und seine Frau heraufkommen, um ihren gewohnten Abendgang zu beginnen, und wollte sie erst um die Ecke lassen, sie hatte keine Lust, jetzt mit ihnen zu reden.

Sie sah den Altknecht mit dem Postsack kommen, dump, dump, zur Küchentür hinein.

Ob wohl ein Brief von Per dabei war? Wie wohl ein verlobter Brief eigentlich war?

Sie lief über den Hof in die Küche hinein.

„Briefe für mich da?"

„Nee, nix."

In demselben Augenblick klingelte drinnen das Telephon. Petra flog hinein.

„Nein, Herr Amtsrichter. Ich bin nicht die Frau Pastorin. Bloß Petra Felber. Ob sie dem Pastor etwas bestellen könnte?"

„Ach, wirklich? Ola Ols war nicht bei seinem Vater? Ha ha. Nein, nichts. Blos mal lachen. Was denn der Amtsrichter jetzt tun wollte. Verhör? Und sie sollte Zeugin sein? Hauptspaß. Noch nie Zeugin gewesen. Mußte man bei der Bibel schwören? Und nix sagen, als die reinste Wahrheit? Nächste Woche? Der Amtmann würde ihr Bescheid sagen?

Bewahre. Bange? Warum denn? Furchtbar gern.

Der Amtsrichter hätte also keine Ahnung, wo Ola Ols eigentlich hin sein könnte. Ja, aber wenn der Schuar doch sein Geld wiedergekriegt hatte? Nicht alles? Aber doch beinahe alles. Und der Schuar hätte es dicke mit Geld. Wozu wollten sie denn da den Ola Ols noch haben? Kam er ins Gefängnis, wenn sie ihn kriegen? Wenn der Schuar die Klage nicht zurücknimmt? Geht das? Der Überfall an dem Abend, ja, aber um wieviel Uhr war das gewesen?

Ha ha. Sie hätte den Amtsrichter ins Verhör genommen? Na, denn man Schluß, Herr Amtsrichter. Durchs Telephon hielte es schwerer, Leuten den Mund zu stopfen, als in der Stube. Ha ha ha.

Sie ging ins Wohnzimmer. Anne-Stube hatte eben die Hängelampe angesteckt. Sie wackelte noch. Und es roch leise nach Petroleum. Anne-Stube vergaß bisweilen, die Lampen zu füllen, bis sie angezündet werden sollten.

Petra nahm ein Räucherpapier, kletterte auf einen Stuhl und hielt es über die Lampe. Ein süßer, geheimnisvoller Duft stieg auf. Frau Helene liebte den, es roch so katholisch. Und erinnerte sie an ihre Studienzeit „draußen". Der Tisch lag voll von Zeitungen, die von der Morgenpost und der Abendpost und die neuen in einem dicken Paket. Und die Briefe.

Petra sah sie durch und legte sie wieder hin. Nichts für sie. Sie war tief enttäuscht. Per hätte gleich schreiben müssen, wo sie doch verlobt waren. Sie hätte so schrecklich gern einen Brief von ihm gehabt, jetzt, wollte sehen, ob er viel anders war wie —

Wenn es nun doch Wilhelm Weyer wär', der morgen kam?

Frau Helene kam herein und sah die Post durch, ehe sie den Mantel auszog. Sie brachte frische Kälte mit sich ins Zimmer.

„Ach nein, von Per kann ja noch gar nichts da sein. Er müßte schon unterwegs geschrieben haben", sagte sie. Sie legte die Briefe fort und behielt einen in der Hand, mit deutscher Schrift, von einer Freundin aus „jener" Zeit. Frau Helene korrespondierte krampfhaft mit denen aus jener Zeit. Da merkte man doch, daß man lebte.

„Ach, das ist ja wahr, es kann wohl noch keiner da sein", sagte Petra.

Frau Helene sah auf sie nieder, lächelte und streichelte ihr plötzlich den braunen Kopf. Aber wie sie die harten, festen Flechten fühlte, fiel ihr was anderes ein.

„Sie könnten viel mehr aus Ihrem Haar machen", sagte sie.

„Aber ich hab' sowieso gerade genug Schererei damit", antwortete Petra in unerschütterlicher Ruhe. Sie saß schon tief in ihrem Verbrecherroman im Feuilleton versunken

"Ich glaube, ich gehe hinauf und trinke den Tee heut' abend im Bett, Vater", sagte Frau Helene, als der Pastor kam. „Ich bin etwas matt heut' abend. Und verfroren."

„Ja, tu du das, mein Schatz. Und trink etwas Warmes."

Er war aufmerksam und unruhig.

„Du weißt ja, ich habe heut' abend doch auf meinem Zimmer zu tun, mit der Sonntagspredigt. Geh' nur gleich hinauf, Liebe."

Petra war fertig mit ihrem Feuilleton. Es war ihr immer viel zu kurz.

„Ich bringe Ihnen den Tee ans Bett", sagte sie.

„Ja, danke", sagte Frau Helene. Sie ging ins Gartenzimmer, legte die Noten zusammen und schloß den Flügel. Der Flügel war immer das letzte, woran sie abends dachte. Der Pastor bot ihr den Arm und sie gingen hinauf.

*

Frau Helene saß in ihrem Mahagonibett, eine japanische Morgenjacke lose über das Nachthemd geworfen, das schwarze Haar in einer langen Flechte.

Das Tablett stand auf der Daunendecke und Petra saß auf dem Bettrand.

„Sie und Per sind gewiß sehr gute Freunde, nicht?" sagte Frau Helene nach einer langen Pause, während der sie Keks aß.

Mehr sagte sie nicht, denn sie gehörte nicht zu den albernen neugierigen Müttern.

„Das waren wir immer", sagte Petra ruhig, „früher", kam es hinterhergeplumpst.

„Früher?" sagte die Frau Pastorin. Das klang ja sonderbar.

Petra saß eine Weile still. Kaute zwei Keks auf einmal.

„Mochten Sie", fing sie langsam und zögernd an, „mochten Sie es gern —", kam es schneller, „wenn der Pastor Sie küßte? Ich meine, als Sie jung waren? Oder war es Ihnen — ein bißchen gräßlich?"

Pers Mutter starrte ihre werdende Schwiegertochter an. Starrte, bis Petra blutrot wurde. Sie war also taktlos gewesen.

„Verzeihen Sie", murmelte sie, „ich dachte, es schadete nix, wenn es so lange her ist."

Das letzte hörte Frau Helene nicht.

„Ich hatte ihn ja — ich habe —" verbesserte sie sich, „ihn doch lieb, mein Kind." Dann kroch eine schüchterne Röte in ihre Wangen hinauf. „Ich hatte ihn so lieb, daß ich um seinetwillen meine Kunst aufgab", bekannte sie. „Und ich habe es nicht bereut — so im großen und ganzen."

Sie war das junge verliebte Mädchen, das einer andern, die ihr nahestehen sollte, ihres Herzens Geheimnis verriet. Aber das richtige junge Mädchen, Per Bortings Braut, sagte gänzlich unangefochten:

„Zu drollig. Der Pastor."

Und ein Weilchen nachher:

„Per und sein Vater sind sich eigentlich ziemlich ähnlich. Aber Per ist lieber. Und amüsanter."

„Das ist ja für alle Teile ein Glück, daß Sie das finden, Kind", lächelte Frau Helene.

Petra saß ein Weilchen still.

„Wilhelm Weyer würden Sie rasend gern mögen", sagte sie mit Überzeugung. „Wenn er nun doch morgen kommt? Und ich muß ins Verhör."

Was denn das bedeuten sollte.

Ja, der Amtsrichter hatte telephoniert so und so.

„Es war nämlich geradezu eine Fügung, daß Herr Pastor gestern abend keine Lust hatte, mit zu Marja zu gehen", sagte Petra, „denn er hätte keine Ahnung gehabt wie er die Sache anfassen sollte. Es war für mich schon gerade schwierig genug."

„Danke", sagte die Frau Pastorin und glitt im Bett zurück, so daß das Tablett wackelte. Aber Petra nahm es nicht. Sie sah gerade vor sich hin, mit schnell blinkenden Augen. Mit eins stand sie auf und knipste mit den Fingern.

„Was denn nun schon wieder?" fragte die Frau Pastorin ungeduldig. „Bitte, befreien Sie mich von diesem Ding", sagte sie und hob Petra das Tablett entgegen, die es gänzlich geistesabwesend entgegennahm und es ebenso abwesend einfach gerade vorm Bett auf den Boden setzte.

„Was ist?" fragte die Frau Pastorin wieder und sah mit Erstaunen, daß sie das Tablett mitten auf ihre Pantoffeln setzte.

„Ich ich will mal versuchen, ob ich die hohe Justiz nicht doch anführen kann", sagte Petra. Und dann lachte sie, daß es von allen Wänden klang.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf für eine Idee.

Humoreske von Ossip Dymow.
(Ber. Übersetzung von Erich Boehme.)

Eines Abends trat in ein Speisehaus in einer Seitengasse unweit des Bradway in Newyork ein langgewachsener, sauber rasierter Herr mit schon ehrwürdig angegrautem, kurzgehaltenem Haarwuchs. Mit heiserer, brüchig knarrender Stimme rief er den Kellner.

„Ich möchte was essen!"

„Befehlen?" fragte der Kellner und legte die Speisekarte vor den Gast.

Der schob die Karte hastig weg.

„Ach, ganz gleich . . . Geben Sie ein Kotelett. Oder ein Beefsteak. Was fertig ist. Und dann . . ."

Er packte den Kellner am Westenknopf, zog ihn dichter an sich heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr, so leise, daß ein anderer Gast, ein zufrieden dreinschauender Dicker mit geschwollenen Augen, der den Neueingetretenen scharf beobachtete, nicht ein Wort verstehen konnte.

Der Kellner hörte das geheimnisvolle Geflüster an, schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und entgegnete: „Ich weiß nicht . . . Ich schicke Ihnen lieber den Wirt."

Er entfernte sich und tuschelte abseits mit dem Wirt, einem kleinen, flinken Mann. Der Wirt trat ein paar Minuten später mit verschmitzter Unschuldsmiene zu dem langen Gast.

„Well, Sir", sagte er. „Ich verstehe wirklich nicht recht, was Sie von meinem Angestellten wollen. Sie haben sich wohl geirrt? Vielleicht wird in anderen Lokalen sowas gemacht. Aber bei mir nicht! No, Sir, hier nicht!"

Der Lange gab ärgerlich zurück: „Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. Ich bin kein Prohibitionsagent. Ich . . ."

Er zog eine Visitenkarte aus der Tasche. Der Wirt warf einen Blick darauf und lächelte devot. „Das ist etwas anderes. Sofort, Herr! Was ziehen Sie vor? Französischen Kognak? Schottischen Whisky?"

„Beides", antwortete der Gast. „Erst mal Kognak."

Der Wirt ging, um seine Anordnungen zu treffen. Jetzt erhob sich der Dicke mit den geschwollenen Augen und setzte sich zu dem später Gekommenen.

„Verzeihen Sie!" begann der Dicke. „Ich kenne Sie nämlich. Ich habe Sie eben draußen sprechen hören. Also — das war wirklich eine ausgezeichnete Rede, die man schwer vergessen kann . . . Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken."

Der Lange setzte eine bescheidene Miene auf und antwortete: „Jeder von uns tut im kleinen seine Sache, so gut er kann."

Der Kellner kam wieder und stellte eine bauchige Flasche Kognak vor den Gast, der hastig trank und sich dann behaglich räusperte.

„Verzeihen Sie," begann wieder der Dicke. „Ich verstehe nicht ganz. Wie konnten Sie vor einer halben Stunde in einer derartig flammenden Rede gegen den Genuß alkoholischer Getränke holten, in der Sie so überaus anschaulich die verheerenden Folgen des teuflischen Giftes schilderten — und jetzt sitzen Sie hier und trinken in aller Gemütsruhe das vermaledeite Zeug in sich hinein?"

Der Lange schlug mit der Faust auf den Tisch und antwortete mit brüchiger Stimme: „Bitte — versuchen Sie das mal: stundenlang hintereinander in Kälte und Wind, in Regen und Dreck auf der Straße zu stehen und den Leuten Nüchternheit zu predigen! Man muß das in die Köpfe hineinhauen, in die Schädel hämmern! Mit eigenem Herzblut muß man sprechen. Sie haben es gut: Sie haben im Vorbeigehen drei Minuten lang zugehört und sind Ihrer Wege gegangen. Aber ich habe mir die Stimme ruiniert im Kampfe für eine Idee. Ich frage Sie: habe ich das Recht, jetzt frische Kräfte zu sammeln für neuen Kampf? Was meinen Sie?"

Der Dicke nickte rasch mit dem Kopfe: „Aber sicher haben Sie das Recht. Es freut mich sehr, daß Sie mir das sagen. Würden Sie mir gestatten, von diesem Argument und überhaupt von unserem Zusammentreffen — in meinen eigenen Reden Gebrauch zu machen?"

„Was für Reden halten Sie?" staunte der Lange. „Wer sind Sie denn?"

„Ja, sehen Sie", erklärte der Dicke, „ich bin ein überzeugter Gegner der Prohibition und ein begeisterter Anhänger vernünftigen Weingenusses."

„Ach so! Hoch erfreut, Ihre werte Bekanntschaft zu machen", erwiderte der Lange. „Trinken Sie nicht ein Gläschen mit?"

Und er schob höflich einladend dem anderen den Kognak hin.

„Danke vielmals", lehnte der Dicke ab. „Ich trinke grundsätzlich nichts. Sehen Sie, ich muß mir dauernd neue Argumente ausdenken, um für meine Idee mit Erfolg sprechen zu können, und dazu brauche ich einen klaren, unbeschwerten Kopf."

„Sie gestatten mir gewiß, von diesen Argumenten in meinen künftigen Reden gegen den Alkohol Gebrauch zu machen?" fragte der Lange verbindlich. Dann hob er sein Glas und setzte hinzu: „Ihr Wohl, mein Herr!"

Die merkwürdige Geschichte vom ersten Goldzahn.

Von Dr. Friedrich Ritter-Düsseldorf.

Nicht jeder, der heute eine Goldplombe im Gebiß als das alltäglichste und selbstverständlichste Ding von der Welt mit sich herumträgt, weiß, daß um die erste Zahnfüllung aus Gold in Deutschland dereinst viel Geschrei und Aufhebens oder — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — „Sensation“ war.

Die Entwicklung der Goldkronentechnik vollzieht sich zwar erst im späteren 19. Jahrhundert, aber schon aus sehr viel früherer Zeit meldet die Chronik einen Fall, wonach einem Menschen eine Goldkrone angefertigt worden ist. Dieses damals, nämlich um das Ende des 16. Jahrhunderts, unerhörte Meisterstück brachte ein schlesischer Goldschmied fertig. Er verstand es, einem Bauernsohn namens Christoph Müller kunstgerecht einen goldenen Zahn ins Gebiß einzufügen. Diese Manipulation wurde heimlich vorgenommen, und daher löste die Entdeckung des goldenen Schimmers im Munde des Jungen das größte Erstaunen der Zeitgenossen aus. Die Kunde von dem „güldenen Zahn“ verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und von weit her eilte man herbei, um das „Naturwunder“ in Augenschein zu nehmen. Sogar die Gelehrten zerbrachen sich die Köpfe, welche Bewandtnis es damit haben könnte. Eine Meinung ging dahin, das Wasser jener Gegend müsse goldhaltig sein. Andere sprachen sich für ein Wunder aus. Am eifrigsten befaßte sich mit der seltsamen Angelegenheit ein Professor der Medizin an der Universität Helmstedt. Er untersuchte den Christoph Müller mehrere Male und legte seine Ansichten in einem dicken, lateinisch geschriebenen Buche nieder. Was darinn n steht, mutet uns Nachfahren merkwürdig genug an. Der brave Professor glaubte an übernatürliche Einwirkungen; er verstieg sich sogar soweit, den goldenen Zahn als ein Gnadenzeichen Gottes für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zu erklären, und zog darüber hinaus die kuriosesten Schlußfolgerungen für das Schicksal dieses Reiches.

Die Herrlichkeit mit dem güldenen Zahn nahm jedoch für den Besitzer wie für den leichtgläubigen Professor ein fatales Ende. Als das Gold sich abgenutzt hatte, zerplatzte das „Wunder“. Christoph Müller, der sich sogar für Geld auf Jahrmärkten hatte anstaunen lassen, setzte man hinter Schloß und Riegel, und sein gelehrter Gönner brauchte für den Spott nicht zu sorgen.



* **Produktive Schriftsteller.** In kurzen Zeitabständen kommt immer wieder die Nachricht, daß Edgar Wallace einen neuen Detektivroman geschrieben hat. Während dieser unglaublich flotte und erfindungsreiche Schriftsteller ein Buch nach dem anderen veröffentlicht, verfaßt er auch Schauspiele und hat außerdem noch Zeit genug, um Filmregie zu führen. Wenn Edgar Wallace seine schriftstellerische Tätigkeit auch in Zukunft in diesem Tempo entfaltet, gelangt er zweifellos in bezug auf den Umfang der literarischen Produktion an die erste Stelle. Heute hat er es noch nicht so weit gebracht. Es gibt viele Verfasser und sogar Wissenschaftler, die mit einer solchen unermüdlichen Energie arbeiteten, daß man einige umfangreiche Bücherschränke braucht, um ihre gesammelten Werke unterzubringen. Der berühmte dänische Schriftsteller Georg Brandes äußerte, als er noch ein junger Mensch war, den festen Willen, so viele Bücher zu schreiben, daß „ein Tisch nicht genügen würde, um das Gewicht seiner Werke zu tragen“. Dieser Wunsch des jungen Brandes wurde später in Wirklichkeit noch übertroffen. Genies, wie Goethe oder Leonardo da Vinci, besaßen eine ungeheure Schaffenskraft. Leonardo da Vinci war nicht nur Maler und Bildhauer, sondern gleichzeitig Ingenieur, Physiker und Erfinder und produzierte sich außerdem in seinen „Mußestunden“ als Schriftsteller. Viele von seinen Werken gingen später verloren, die Zahl der für die Nachkommenschaft erhaltenen beträgt aber 120. Reimundus Lullus verfaßte 500 Schriften in theologischen, philosophischen und alchemistischen Fragen. Lope de Vega behauptete im Jahre 1631, daß er bis zu diesem Zeitpunkt 1500 größere und 400 kleinere Schauspiele geschrieben hätte. Sein berühmter Landsmann Calderon war nicht in diesem Maße produktiv, verfaßte aber über 200 dramatische Werke. Der Franzose Honoré de Balzac, der oft 20 Stunden am Tage arbeitete, hinterließ 90 Romane. Alexander Dumas wird als der produktivste Schriftsteller aller Zeiten angegeben. Der französische Buchverleger Levy stellte ein Verzeichnis aller Werke Dumas auf. Es umfaßte 300 Bände. Dabei muß aber bemerkt werden, daß ein großer Teil von Dumas' Schriften nicht von ihm selbst, sondern von seinen Mitarbeitern geschrieben wurde. Kein Mensch könnte sich rühmen, alle Werke Dumas gelesen zu haben, am wenigsten Dumas selbst — so wird wenigstens in den literarischen Kreisen Frankreichs behauptet.

*

* **16 Obstsorten auf einem Baum.** Einen in wortwörtlichstem Sinne einzig dastehenden Pflaumenbaum besitzt ein kalifornischer Obstpflanzungenbesitzer. Trägt dieser Wunderbaum doch nicht weniger als 16 verschiedene Obstsorten, außer den Pflaumen nämlich Pfirsiche, Zwetschen, Aprikosen und sogar Mandeln, und zwar jede Frucht in mehreren Arten. Vor einer Reihe von Jahren begann der Obstzüchter damit, auf einen jungen Pflaumenbaum Stecklinge anderer, verwandter Obstsorten zu pfropfen, mit dem Erfolge, daß heute die verschiedensten Früchte an dem inzwischen zu stattlicher Größe herangewachsenen Baume hängen.

*

* **Ein Tiger geht einkaufen.** Eine Überschwemmung im Stromgebiet des Brahmaputra brachte der Stadt Hauhati in Assam einen seltsamen Besucher, einen Tiger. Er war anscheinend im Oberlauf des Flusses von den Fluten mitgerissen. Die unbequeme Reise schien ihn in keiner Weise angegriffen zu haben, und nur der Magen hing ihm wohl ein wenig schief. Denn sonst wäre der Tiger kaum auf den Einfall geraten, die Hauptgeschäftsstraße der Stadt aufzusuchen. Leider legten die Ladeninhaber wenig Wert auf den Besuch des seltenen Kunden und schlossen ihm ihre Türen vor der Nase. Nur ein Bäcker vergaß vor lauter Angst seine ganze Ware. Der Tiger schnüffelte aber nur geringschätzig an den Broten und sprang dann mit einem Satz durch ein offenes Fenster in das Postamt. Er überzeugte sich aber bald, daß auch hier nichts für ihn zu holen war, und suchte nunmehr einen benachbarten Hofraum auf, wo ein paar harmlose Enten in seinen knurrenden Magen wanderten. Inzwischen hatten ein paar Beherzte ihre Flinten unter den Arm geklemmt und sich auf die Tigerjagd gemacht. Doch der Eindringling war plötzlich verschwunden. Recht erstaunt war deshalb ein eingeborener Kraftfahrer, als er am nächsten Morgen das Vieh in einer Ecke seiner Garage fand. Allem Anschein nach schämte sich der Tiger ganz gewaltig, was in Anbetracht des für ihn recht erniedrigenden Abendessens in Gestalt der Enten recht verständlich war. Der Kraftfahrer wartete aber nicht, bis das Tier seine Hemmungen überwunden hatte, sondern tötete es mit einem einzigen Schuß.

Lustige Rundschau



* **Übles Beispiel.** „Minna! Minna! Kommen Sie schnell und tragen Sie den Papagei hinaus! Er lernt sonst so häßliche Redensarten. Mein Mann bindet gerade seine Smokingschleife . . .!“

*

* **Kleiner Irrtum.** „Wie heißt denn der neue Lehrer?“ — „Kollege.“ — „Weißt du das genau?“ — „Ja, unser Klassenlehrer rief ihm heute morgen zu: Guten Morgen, Herr Kollege!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.